

Prof. Dr. Christoph Lau

Interesse und Leidenschaft

Der Begriff Leidenschaft erscheint uns heute in gewisser Weise veraltet, irgendwie altmodisch anmutend, nicht mehr zeitgemäß. Und gleichzeitig ist er uns wohlvertraut, gut bekannt wie gleichsam aus Kindertagen. Ich möchte im folgenden diesen Widerspruch auflösen.

Zunächst zur Vertrautheit: Seit Beginn schriftlicher Aufzeichnungen haben sich Menschen mit den Leidenschaften und ihrer Bewertung und Zügelung beschäftigt. Der Gott des Alten Testaments ist ein eifersüchtiger, zürnender, leidenschaftlicher Gott. Auch die biblischen Propheten waren leidenschaftliche charismatische Führer, voll emotionaler Wucht und Hingabe.

Und wenn man es genau betrachtet, handeln nahezu alle Werke der Literatur bis weit in die Moderne hinein von leidenschaftlichen Menschen. Von den antiken Dramen über die mittelalterlichen Epen bis zu den großen Romanen des 19. Jahrhunderts geht es um Menschen, die getrieben sind von starken Emotionen, die ihrem Leben als prägender, richtungsweisender Antrieb dienen. Noch bei Balzac sind nahezu alle vorkommenden Personen durch eine für sie typische Leidenschaft gekennzeichnet. Leidenschaften, z. B. die Liebe als Passion, stellen sich gegen gesellschaftliche Konventionen und führen nicht selten ins Verderben. Sie sind aber auch gleichzeitig die Grundlage großer außeralltäglicher Leistungen im Dienste der Allgemeinheit.

Diese Ambivalenz der Leidenschaften war immer ein Problem, dem insbesondere die Philosophie und die Theologie beizukommen versuchten. Letztlich findet sich das Modell des leidenschaftlichen Menschen bis heute in vielen Trivialmythen Hollywoods und der gegenwärtigen Massenkultur. So viel zum Thema Vertrautheit. Und dennoch scheinen heute Leidenschaften keinen Platz mehr zu haben in der modernen Gesellschaft. An die Stelle der Leidenschaft ist der Begriff des Interesses getreten. Das Bild des leidenschaftlichen

Menschen ist dem Modell des homo oeconomicus gewichen, der rational, unter Abwägung aller Alternativen und möglichst frei von Emotionen seine Ziele verfolgt.

Definiert man Leidenschaft mit Kant als einen zur „bleibenden Neigung gewordenen Drang, der das gesamte Denken, Fühlen und Wollen beherrscht“, so wird klar, dass sie in der arbeitsteiligen, hochrationalisierten Gesellschaft zum Störfaktor wird. Dies geht so weit, dass beispielsweise für den einflussreichsten Soziologen der Nachkriegszeit, Talcott Parsons, affektive Neutralität im Unterschied zur Affektivität ein entscheidendes Kennzeichen der Moderne ist.

Wie ist es dazu gekommen: Aus Zeitgründen muss ich hier einen langwierigen und komplexen Prozess stark vereinfachen. Der entscheidende Bruch scheint im 18. Jahrhundert stattgefunden zu haben. Mit der Entstehung der höfischen Gesellschaft setzte das ein, was Norbert Elias den Prozess der Zivilisation genannt hat. Die Zügelung von Affekten und Leidenschaften wurde zur Notwendigkeit in der aristokratischen Gesellschaft des französischen Hofes. Wie die Anstandsbücher der damaligen Zeit zeigen, erstreckte sich die zunehmende Selbstdisziplinierung auf nahezu alle Lebensbereiche, von den Esssitten bis zu Galanterieritualen. Wichtiger und folgenreicher waren aber die Veränderungen in der Wirtschafts- und Arbeitswelt. Hier fand zusammengefasst folgendes statt: Das jahrhundertealte Problem der Bewertung der Leidenschaften, vom Zorn über die Eifersucht bis zum Neid, fand eine Lösung, die bis heute Nachwirkungen zeigt. Die lange verachtete Habgier, die Orientierung am eigenen materiellen Nutzen wird nunmehr Interesse genannt und als gesellschaftlich erwünscht betrachtet. Die meisten anderen Formen von Leidenschaft werden nach und nach delegitimiert oder ins pathologische abgedrängt.

In einem berühmten Aufsatz über die „Protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus“¹ hat Max Weber gezeigt, wie die positive Bewertung wirtschaftlichen Erfolgsstrebens insbesondere im Calvinismus und im Puritanismus in Übereinstimmung stand mit bestimmten Glaubensannahmen. Die allgemeine Begündung lieferten Sozialphilosophen wie Adam Smith. Dieser behauptete, dass unter

¹ Weber, M., Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Tübingen 1963

Wettbewerbsbedingungen die Orientierung am Eigennutz zu einer effizienten Produktion der nachgefragten Güter und damit zur Steigerung des allgemeinen gesellschaftlichen Wohlstands führe. Ich zitiere: „Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers oder Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, dass sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an die Menschen -, sondern an die Eigenliebe“². Die unsichtbare Hand Gottes wird durch die unsichtbare Hand des Marktes ersetzt, die die Eigenliebe der Menschen zum Wohle des Ganzen einsetzt.

Die ursprüngliche Leidenschaft der Habgier und Eigenliebe verwandelt sich in dem Maße, in dem sie zu einem kalkulierbaren Interesse wird. Sie kühlt gleichsam ab und verliert ihre emotionalen Qualitäten. Die Orientierung am eigenen Nutzen ist deshalb so funktional für die entstehende kapitalistische Gesellschaft, weil sie gleichsam durch Rationalität gezähmt ist. Die Verfolgung der eigenen Interessen erfordert Selbstdisziplin, emotionale Selbstverleugnung, rationale Kalkulation der eingesetzten Mittel und die methodische Organisation der eigenen Lebensführung. Das Interesse wird damit gleichsam zu einer rationalen Leidenschaft, die in der Lage ist, die anderen nichtfunktionalen Leidenschaften zu bändigen.

In der Arbeitswelt der Industriegesellschaft ließen sich die Folgen dieser Entwicklung beobachten. Disziplin, Zuverlässigkeit, hohe Produktivität und Loyalität waren die Arbeitstugenden, die Arbeitnehmer im Austausch für Arbeitsplatzsicherheit und kontinuierliche Einkommenssteigerung an den Tag legen sollten. Eigene Motive, Emotionen oder gar Leidenschaften waren gleichsam in der Garderobe des Betriebs abzugeben. Sie wurden ersetzt durch die Anforderungen der Arbeitsrolle, denen nachzukommen war. Wie sozialhistorische Studien zeigen, ist das Ergebnis nicht selten Entfremdung und Langeweile, eine Langeweile, die durch Kleinkonflikte, Klatsch und andere Formen informeller Bewältigung zu bekämpfen gesucht wurde. Interessanterweise tauchen nun auch in der Literatur des 20. Jahrhunderts gehäuft Romanhelden auf, die gerade durch das Fehlen jeglicher Leidenschaft gekennzeichnet sind, wie beispielsweise Musils „Mann ohne Eigenschaften“ oder Kafkas frustrierte Helden.

² Smith, A., The Wealth of Nations, 2 Bde., London 1950, S. 27

Inzwischen haben sich die Anforderungen der Arbeitswelt verschärft. „Bleib in Bewegung, geh’ keine Bindung ein und bring keine Opfer“. So formuliert der amerikanische Soziologe Richard Sennett die Imperative des flexiblen Kapitalismus. Flexibilität, kurzfristige Anpassungsbereitschaft, Mobilität, sind die neuen Arbeitstugenden, die die alten Werte wie Loyalität, Zuverlässigkeit und Vertrauen abgelöst haben. In einer aktuellen Studie geben 73% der Befragten an, dass sie sich als Unternehmer ihrer eigenen Talente sehen. Und dies bedeutet den Zwang zur permanenten Selbstoptimierung unter dem Einfluss des Marktes und des Wettbewerbs.

So weit, so gut, könnte man sagen. Aber so einfach ist es nicht. Immer mehr zeigt sich, dass die Umstellung von der Motivation durch starke dauerhafte Emotionen auf die leidenschaftslose Verfolgung der eigenen Interessen nicht funktioniert. Um erfolgreich Leistung zu erbringen, um gut zu arbeiten, um andere zu überzeugen, muss man Emotionen haben und zeigen können. Der coole homo oeconomicus – und das hat sich inzwischen in den meisten Unternehmen herumgesprochen – hat ein Motivations- und ein Kommunikationsproblem. Eine Vielzahl von Trainings- und Bildungsangeboten zum Gefühlsmanagement versucht hier nachzubessern. Die Vermittlung von sogenannten soft skills und emotionaler Intelligenz, von expressiven Fähigkeiten und Körpertechniken wird zum wichtigen Ziel nicht nur der Managementausbildung. Die Tatsache, dass starke Gefühle und Leidenschaften aus weiten Teilen unseres Lebens ausgeschlossen sind hat also ihren Preis.

Für Max Weber, einen der Gründerväter der Soziologie, war diese Entwicklung voraussehbar. Er sprach von „Fachmenschen ohne Geist und Genussmenschen ohne Herz“ als dem Endprodukt dieses Prozesses. Interessanterweise war es auch Max Weber, der der Leidenschaft eine zentrale Rolle bei der Berufsausbildung zuschrieb. Bezogen auf den Beruf des Wissenschaftlers verstand er Leidenschaft als das Zeichen wahrer Berufung und als einziges „Heilmittel gegen die typischen beruflichen emotionalen Schäden“³. Oder noch zugespitzter: Ohne Leidenschaft gäbe es auch die Wissenschaft nicht. Ähnliches sagt Weber zur „Politik als Beruf“. Hier ist es für ihn die

³ Flam, H., Soziologie der Emotionen, Konstanz 2002, S.55

zentrale Frage „wie heiße Leidenschaft und kühles Augenmaß miteinander in der Seele zusammengezwungen werden können“⁴. Dies hört sich für unsere Ohren schon fast wieder so fremd an, wie die Rede von den zürnenden Propheten. Aufschlussreich ist es aber allemal, dass Weber gerade für die rationale moderne Gesellschaft Leidenschaft einforderte. Denn im Grunde zeigt sich jetzt, was passiert, wenn diese vollständig dem kalkulierten Interesse weicht. Viele wichtige Aufgaben können nur dann wirklich bewältigt werden, wenn dies in voller Hingabe an die Sache, um ihrer Selbst willen, geschieht. Dies betrifft nicht nur die Wissenschaft und die Politik, sondern ebenso die Wirtschaft und die Kunst. Wo z.B. lediglich ein Interesse an der Selbstbereicherung zu Tage tritt, wie dies die jüngsten Managerskandale zeigen, läuft etwas grundsätzlich falsch. Dies ist kein möglicherweise weltfremdes ethisches Urteil von Außen, sondern gilt gerade dann, wenn man sich die Logik unternehmerischen Handelns vor Augen führt.

Nicht zuletzt braucht die Religion, brauchen die Kirchen Leidenschaft. Ein bisschen Christentum, nach selbst gewählten Kriterien und gleichsam als Absicherung gegen eine wider Erwarten doch eintretende Existenz im Jenseits, verfehlt seinen Sinn. Ich spiele damit auf die berühmte Glaubenswette des Philosophen Blaise Pascal an, der den Glauben gegenüber dem Nicht-Glauben rechtfertigte, weil er sich damit auch für den Fall einer Nicht-Existenz Gottes allemal auf der sicheren Seite fühlte. Dieses Beispiel wird häufig für den Beginn rationaler Interessenkalkulation herangezogen.

Ob es aber gelingt in unserer modernen Welt so etwas wie Leidenschaftlichkeit zumindest teilweise zu rehabilitieren, ohne ihre pervertierten Abkömmlinge, wie politischen oder weltanschaulichen Fanatismus, zuzulassen, muss hier eine offene Frage bleiben. Und vielleicht sind es ja gerade die Funktionsnotwendigkeiten unserer Gesellschaft, die ohne ein Minimum an Leidenschaft nicht auskommen und uns so eines besseren belehren.

⁴ Weber, M., Politik als Beruf, Ditzingen 1999, S. 62